

Eine Kalendergeschichte von Jeremias Gotthelf

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 32

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646956>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

chummere u plange für ihre Ma u Vater, dä so schnäll u gwaltsam alls het müesse verlah. Doch jedem winkt no geng es Liecht zue, daß, wen ihm e Urlob vergönnt isch, er ja nid chönn dr Wäg verfähle für z syne liebe Lüt.

Aber dört über dr Gränze, wo sich als mit dr gröschte Angst i dr stockdunkle Nacht mueß verschlüüfe, für em Verderbe un em Tod z'ertrünne, dä a allne Orte uf ein luuret. Unzähligi Kanone si parat, für die schönste Stedt u Dörfer i churzer Zyt ine große Schutthuufe zäme z'schieße. U wo's die nid möge errecke, chöme d'Flüger mit no viel gwalltigere Bombe, daß ja nüt ganzes übrig blieb. Wär em gruufsigste Tod

wott ertrünne, mueß wie dr ernscht Bättler flieh un als zrügg lah, was ihm bis jeh so lieb u wärt gsy isch.

„We das mit dr Längmatt so wyt sött cho? We ds Käti u d'Ching alls müekte la gheie un facht blutt u läär, wär weiß wo hi furt zieh für-n-ere schwäre truuirige Zuekunft etgäge z'gah?“

„Nei, so wyt darf es nid cho!“

Dr letscht Sak rüeft dr Stettler Walter lut i die stilli Nacht use. Feschter chlammere sich syri starke Häng ume Gwehrschaft, un er dänkt zrügg a erscht Tag bim Driicke, wo-n-er gschwore het, alls häre z'gäh für ne freji, liebi Heimet.

Vom Wolf und vom Fuchs

Und dr Wolf geit wyter, är wott i d'Wält,
Da trifft er e chlyne Fuchs im Fäld,
Dä grüekt ne mit ehrfürchtiger Stimm:
„Sälü, Sälü, Herr Jsegrimm!
Was? Dir ganget so wyt vo Hus?
Wo a, Herr Jsegrimm, und wo us?
Isch das es Glück, daß mir is hei gfunde!“
Dr Jsegrimm mißt ne vo obe bis unde:
„Das paßt mir nümme, so Chlyni z'fräße,
Jeh wott i mi mit Große mäße.
I gab hinder d'Wöntsche, die kenn i no nid,
Halt mit mer Schritt!“
Dr Reinecke dänkt: „Dä will i betöre!“
Und schmunzelt höflich: „Das lat sech ghöre!“
I dr Woti gseht me scho Hüfer,
Und dr Wolf dänkt: „Die sy üfer!“ —

Stapfet es chlynes Meiteli här,
Wi wenn nüt Böses dasume wär.
„Isch das e Wöntsche?“ Dr Fuchs tuet bhärde:
„Das isch no kene, das wott eine wärde!“
Gseh si ne lahme, chrummen Alte
Düre Wäg us halte.
Dr Wolf wytt hi —
Und ds Fuchsli seit: „Das isch o kene, dasch eine gfi!
Aber lue, dert hinde chunnt eine drhär ...“
Er gseht e Jeger mit em Gwehr
Und dreine Hunde — —
Und isch verschwunde.
Me ghört klist und klast,
Dr Wolf geit näher, — uf eisamal: Paff!
Und dr Wolf lyt am Boden und het d'Wält vergässe,
Aer tuet kes wyßes Lämmli meh frässe!

Joh. Howald.

Eine Kalendergeschichte von Jeremias Gotthelf

Kürzlich erschienen zwei junge Aerzte in einer kleinen Stadt, welche wahrscheinlich in einer großen keine Anstellung erhalten hatten, und wollten dort Wunder tun, denn sie kündigten an, daß sie nicht nur fast jede Krankheit zu heilen imstande wären, sondern auch Tote wieder zu erwecken vermöchten. Anfangs lachten die Leute in der kleinen Stadt, aber die Bestimmtheit, mit welcher die beiden Fremden von ihrer Kunst sprachen, machte die Leute bald bedenklich; als dieselben gar erklärten, sie wären bereit, nach drei Wochen an dem und dem Tage auf dem Gottesacker irgendeinen Toten, den man bezeichne, wieder in das Leben zu rufen, und als sie zu größerer Sicherheit selbst darauf antrugen, man möchte sie drei Wochen über bewachen, damit sie nicht entweichen könnten, geriet das Städtchen in eine seltsame Aufregung. Je näher der entscheidende Tag herankam, um so mehr wuchs erst geheim, dann öffentlich der Glaube, bis endlich die Vernünftigen nicht einmal mehr ihre Zweifel äußern durften.

Am Tage vor dem großen Wunder auf dem Kirchhofe erhielten die beiden Freunde einen Brief von einem angesehenen Manne der Stadt, darin hieß es: „Ich hatte eine Frau, die ein Engel war, aber mit vielerlei Leiden und Gebrechen war sie behaftet. Meine Liebe zu ihr war unbeschreiblich; aber eben um dieser Liebe willen gönne ich ihr die ewige Ruhe, es wäre schrecklich für sie, die jetzt so glücklich sein wird, wenn sie in ihre zerrüttete Hülle zurückkehren müßte. Ich zittere vor dem Gedanken, daß es vielleicht gerade meine Frau sein könnte, welche Sie bei Ihrem Versuche auf dem Kirchhofe wieder ins Leben zurückbringen. Verschonen Sie um Gottes willen die Selige mit Ihrer Kunst und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen beistehende fünfzig Louisdor zustelle, als ob die Sache wirklich geschehen wäre!“ Dieser Brief war der erste, eine Menge ähn-

lichen Inhalts folgte ihm nach. Ein Neffe war schrecklich besorgt um seinen Onkel, den er beerbt hatte. Schrecklich sei es dem lieben Onkel sein Lebtage gewesen, schrieb er, wenn ihn jemand geweckt hätte; was er erst jetzt empfinden müßte, wenn jemand ihn aus dem Todeschlaf wecken würde! Er halte es in seiner Pflicht, ihn vor solcher Gewalttat zu schützen, indessen erbiete er sich zu einer ansehnlichen Entschädigung. Untröstliche Witwen erschienen persönlich mit inständigen Bitten, nichts gegen Gottes Willen, in den sie sich mit ungläublichen Anstrengungen zu schicken begannen, zu tun, es könnte nicht gut kommen.

In der allergrößten Angst jedoch waren die beiden Aerzte des Städtchens; sie liefen umher wie brönnig Manne, sie fürchteten, ihre Patienten, welche sie unter die Erde gebracht, möchten wieder zum Vorschein kommen und ausschwaßen, was sie jenseits vernommen.

Der Bürgermeister, der noch nicht lange im Amt war und manchen Vorgänger unterm Boden hatte, erhob sich endlich auf einen allgemeinen Standpunkt; er bedachte, daß unter so bewandten Umständen die Ruhe der Stadt durchaus nicht zu erhalten wäre, wenn die Toten wieder zum Vorschein kommen sollten. Er erließ daher ein halb offizielles Schreiben an die beiden Wundermänner, in welchem er sie aufforderte, in der ihm von Gott anvertrauten Stadt von ihrer Kunst keinen Gebrauch zu machen, sondern sogleich abzureisen und hier es beim alten bewenden zu lassen. Dagegen erbot er sich, ihnen viel Geld aus dem allgemeinen Sackel zu zahlen und ihnen ein Zeugnis auszustellen, daß sie wirklich imstande seien, Tote aufzuwecken. Die beiden Wundermänner antworteten, aus Gefälligkeit, und weil er es wäre, wollten sie sich mit dem Anerbieten begnügen, nahmen Geld und Zeugnis und schoben sich. Es heißt, sie hätten ihren Weg nach der Schweiz genommen.